



„... heraus aus diesem Land
in ein gutes und weites Land“

Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Geiselwind
21. bis 25. November 2021
von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

Inhalt

Einleitung	3
1 Pandemie 2.0 – Kraft und Trost spenden	3
2 Aufbruch zur Veränderung	5
3 Schmerzvolle Abschiede	6
4 Theologische Horizonte: Vom Ringen, Streiten und Aufbrechen	7
5 Viele Gaben – ein Geist	8
6 Sexualisierte Gewalt	9
7 Klimawandel	11
8 Klimainvestitionen und Haushaltsbilanz	12
9 Ökologische Transformation: Beispiel Fuhrpark	13
10 „... heraus aus diesem Land in ein weites und gutes Land“	14

Einleitung

Liebe Frau Präsidentin, liebe Schwestern und Brüder,

es ist jetzt das dritte Mal, dass ich vor Ihnen als den Synodalen unserer Bayerischen Landeskirche in die Kamera hineinsprechen muss. Ich habe auch als Ratsvorsitzender in den letzten beiden Jahren drei digitale EKD-Synoden erlebt. Und heute muss ich im Blick auf diese Synode sagen: Mir fehlt die physische Gemeinschaft der vier kirchenleitenden Organe. Mir fehlen die vielen Seitengespräche, die spontanen Runden, in denen wir uns kennenlernen und genau deswegen überraschende Entdeckungen machen, weil wir eben nicht vorher einen breakout room beantragen müssen, sondern uns spontan irgendwo miteinander festreden. Kurz und gut – wenn ich das mal so persönlich sagen darf: Sie alle fehlen mir hier in Geiselwind! Aber es hilft nichts: Wir müssen uns auf die neue Situation einstellen.

1 Pandemie 2.0 – Kraft und Trost spenden

Nach einem erneuten Wechselbad der Gefühle, der Vorfreude, sich endlich wieder physisch sehen zu können, und nun der Enttäuschung, dass das wegen der sich zuspitzenden Pandemie-Lage doch wieder nicht möglich ist, müssen wir unsere innere Resilienz mobilisieren und gerade jetzt achtsam miteinander umgehen. Genervtheit und Frustration sind die größten Treiber von Zwietracht und sachfremden Frontbildungen. Emotionen können Menschen verbinden, aber sie können auch verletzen, zu Misstrauen führen und konstruktives gemeinsames Arbeiten sabotieren. Das gilt für unsere Gesellschaft in der gegenwärtigen Lage. Es gilt aber auch für unsere Kirche und für die Synode, die sie vertreten soll. Gerade jetzt haben wir als Kirche eine besondere Verantwortung. Wann, wenn nicht in dieser Situation machen die Kraft- und Trostworte, die uns in unserem Glauben tragen, den großen Unterschied?! Wer, wenn nicht die Kirchen, soll diese Kraft und diesen Trost auch in die Gesellschaft hineinbringen und selbst ausstrahlen?! In eine Gesellschaft hinein, die nichts mehr braucht als Trost und Zuversicht.

Wir melden uns mit guten Gründen immer wieder zu wichtigen sozialetischen Themen zu Wort. Und ich bekräftige hier, dass Frommsein für mich immer auch Politischsein heißt. Aber das Frommsein muss man auch spüren! Man muss es spüren darin, dass wir als Kirche weder leichtsinnig noch panisch agieren, sondern nach gewissenhafter Prüfung der sich immer wieder verändernden Sachlage zu verantwortlichen Entscheidungen kommen. Man muss es spüren darin, dass wir bei allen Emotionen nicht eifern und damit Zwietracht verstärken, sondern einander zuhören und dabei die Bedrängnis des oder der anderen wahrnehmen und einfühlsam darauf reagieren. Man muss es spüren darin, dass wir Raum zum Innehalten schaffen, damit all die bekannten Trostsätze gerade jetzt unsere Herzen und Seelen wirklich erreichen. „Der HERR ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln... Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ Egal, was kommt: Gott wird uns durch all das tragen.

Ich bin dankbar für alle, die sich in diesen Zeiten anderen zuwenden, sie trösten, stärken, mit ihnen nach Lösungen suchen. Wir brauchen diese Bereitschaft, nach guten Lösungen zu suchen, vor allem auch für die Kinder, deren Nöte in der Pandemie wir jetzt in der vierten Welle auf keinen Fall aus dem Blick verlieren dürfen. Je länger die Pandemie dauert, umso mehr brauchen wir die gegenseitige hilfsbereite und tröstliche zwischenmenschliche Zuwendung.

Das gilt insbesondere für diejenigen, die in der Coronazeit einen Menschen verloren haben. Wir haben gestern am Ewigkeitssonntag ganz besonders an sie gedacht und für sie gebetet. Und angesichts der schon jetzt jeden Tag gemeldeten Zahlen von Corona-Toten und den Prognosen, die noch Schlimmeres erwarten lassen, wird uns das in den nächsten Wochen verstärkt begleiten. Es ist leider zu befürchten, dass, während wir hier in Geiselwind tagen, die Zahl der Corona-Todesopfer in Deutschland Hunderttausend erreichen wird. Die erste Antwort darauf ist für mich nicht Aktivität, sondern schlicht ein Innehalten. Lasst uns das hier jetzt auch tun und eine Minute nehmen, um in der Stille für sie und ihre Angehörigen zu beten.

(Minute des Gebets)

Gerade weil es uns nahegeht, wenn Menschen sterben, setzen wir uns mit vielen anderen zusammen dafür ein, dass wirksame Mittel ergriffen werden, damit das Sterben endet. Und da ist es einfach nach wie vor die wichtigste Aufgabe, Menschen davon zu überzeugen, sich impfen zu lassen. Denn das ist und bleibt das mit Abstand wirksamste Mittel, um die Intensivstationen und die erschöpften Menschen, die dort arbeiten, zu entlasten und dem Sterben etwas entgegenzusetzen. 90% der Corona-Patienten auf den Intensivstationen sind ungeimpft. Die 7-Tage-Inzidenz bei Geimpften in Bayern beträgt gegenwärtig 109,7. Bei Ungeimpften liegt sie bei 1468,9. Es ist kein Schicksal, was passiert, sondern Ergebnis von Entscheidungen, privaten wie politischen. In Spanien und Portugal z.B. liegt die Impfquote bei über 80%. Es gibt dort keine Einschränkungen mehr, die Krankenhäuser können problemlos die Fälle versorgen, die es noch gibt, und man wundert sich dort nur noch über das, was in Deutschland passiert. Der im Grundsätzlichen von fast niemandem in Frage gestellte Zusammenhang von Freiheit und Verantwortung, über den man jetzt viele philosophische und theologische Gedanken entfalten könnte, mündet im Konkreten in die klare Aufforderung zur Impfung, wo keine medizinischen Gründe dagegenstehen.

Ich bezweifle allerdings, ob die allgemeine Impfpflicht, die jetzt ins Spiel gebracht wird, wirklich eine Lösung ist. Mir macht der gegenwärtige Graben zwischen Geimpften und Ungeimpften in unserer Gesellschaft große Sorgen. Es darf nicht passieren, dass Emotionen und zum Ausdruck gebrachte Intuitionen die wissenschaftlichen Befunde einfach zur Seite schieben. Es darf aber auch nicht passieren, dass die viel zu große Gruppe derjenigen, bei denen das so ist, durch ihren Körper betreffende Zwangsmaßnahmen dauerhaft vom Staat und einem großen Teil der Gesellschaft entfremdet werden. Die durch eine allgemeine Impfpflicht intendierte akute Gefahrenabwehr muss uns auf anderem Wege gelingen. Freiheitsbeschränkungen, die sich strikt am Risikopotential der einzelnen Menschen orientieren, sind dafür aus meiner Sicht legitim. Denn wenn Ungeimpfte durch ihre Entscheidung ein vielfach größeres Risiko für andere bedeuten, müssen sie auch die dadurch notwendigen Freiheitsbeschränkungen akzeptieren. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass durch geduldige Überzeugungsarbeit ebenso wie durch die bisher versäumte schnelle Bereitstellung der Impfkapazitäten durch die politisch Verantwortlichen die Impfquote noch erheblich gesteigert werden und damit auch die Zahl der Todesopfer der Pandemie endlich wieder deutlich gesenkt werden kann.

Wo Menschen trotzdem sterben, müssen wir als Kirche präsent sein. Anders als in der schrecklichen Dilemmasituation zu Beginn der Pandemie gibt es jetzt genug Schutzkleidung zur Begrenzung des Risikos, so dass Seelsorgende nicht zur weiteren Ausbreitung des Virus beitragen. Nie mehr dürfen die Türen von Pflegeheimen oder Intensivstationen für Seelsorgende, die beim Sterben begleiten, verschlossen bleiben!

Viele in der Kirche haupt- und ehrenamtlich tätige Menschen stehen Sterbenden jeden Tag bei, auch wenn das keine Schlagzeilen macht. Auch nach dem Tod eines Menschen begleiten sie die Angehörigen, die mit dem Verlust fertigwerden müssen. Zusätzlich dazu haben wir eine weitere Möglichkeit für Angehörige von Corona-Toten geschaffen, die in mancher Hinsicht neue Wege geht. Wir haben im Juli, begleitet von einer Pressekonferenz in Weiden, den Startschuss für ein bayernweites Selbsthilfegruppen-Netzwerk von Angehörigen gegeben, die einen geliebten Menschen an Covid-19 verloren haben. Wir knüpfen dieses Netzwerk als evangelische Kirche mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren, mit kirchlichen und diakonischen Akteuren.

Auch Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier unterstützt das Vorhaben ausdrücklich. Die Idee dazu entstand am Vorabend des ökumenischen Gottesdienstes und anschließenden Gedenkakt des Bundespräsidenten für die Corona-Toten, als ich mit Angehörigen ins Gespräch kam. Die Trauer, die sie tragen müssen, trifft sie besonders hart. Meist konnten sie keinen Abschied von ihren Liebsten nehmen, konnten ihnen in den schwersten Stunden ihres Lebens nicht beistehen, häufig geplagt von massiven Schuldgefühlen, wenn sie das tödliche Virus übertragen haben.

Selbsthilfegruppen ermöglichen es ihnen, mit anderen, die ein ähnliches Schicksal erleiden, gemeinsam durch die Trauer zu gehen. Deswegen bin ich sehr dankbar für die hervorragende Zusammenarbeit mit der „Selbsthilfekoordination Bayern“, die hier unsere Partnerin ist.

In Weiden hat sich bereits eine neue Gruppe getroffen. Auch in Augsburg wurde vor wenigen Tagen eine Gruppe gegründet. Eine virtuelle Gruppe gibt es schon länger. In München wird gerade von Anita Schedel eine Gruppe gegründet, die beim Gedenkakt des Bundespräsidenten als Angehörige eine bewegende Rede gehalten hat und mich intensiv in diesem Anliegen unterstützt. Das „Weidener Modell“ des Zusammenwirkens von Kirche und Selbsthilfegruppen halte ich – ganz im Sinne von PuK – für zukunftsweisend.

Wir wollen alles dafür tun, dass sich trauernde Angehörige gemeinsam wechselseitig stärken und unterstützen und sich so gegenseitig durch die Trauer tragen können. So ermutige ich heute trauernde Angehörige von Corona-Toten ausdrücklich, sich bei der zentralen Anlaufstelle, der Selbsthilfekoordination Bayern, zu melden.

2 Aufbruch zur Veränderung

Nur die feste Gründung in unserem Glauben macht es uns möglich, auch in diesen, durch die Pandemie noch immer besonders nervösen und belastenden Zeiten, die ebenfalls höchst herausfordernden, aber notwendigen Entscheidungen zur Zukunft unserer Kirche zu treffen oder auf den Weg zu bringen. In diesem Geiste haben sich unsere vier kirchenleitenden Organe, Landessynode, Landessynodalausschuss, Landeskirchenrat und Landesbischof bereits auf den Weg gemacht. Nach zwei inhaltlich sehr konstruktiven und Gemeinschaft stiftenden Tagen von Landessynodalausschuss und Landeskirchenrat in Wildbad Rothenburg im Oktober und der gerade zurückliegenden, höchst ertragreichen Landeskirchenratsklausur in Tutzing bin

ich zuversichtlich, dass es ein guter Weg ist. Und es ist meine große Hoffnung, dass es dieser Synode auch auf den digitalen Kanälen gelingen wird, sich achtsam, hörbereit und ebenso diskussionsfreudig wie konstruktiv den wichtigen Themen zu widmen, die wir uns vorgenommen haben. Einige von uns sind hier in Geiselwind physisch präsent, um einen möglichst guten Ablauf zu gewährleisten. Ich selbst werde die ganzen Tage bis Donnerstag hier sein. Ich werde mich aber da, wo meine physische Anwesenheit hier im Saal nicht gebraucht wird, auch zurückziehen, einzoomen und so das digitale Synodenfeeling teilen.

Für mich ist diese Synode natürlich auch noch aus einem anderen Grund eine besondere Synode. Nach sieben Jahren EKD-Ratsvorsitz kann ich jetzt wieder meine ganze Energie unserer Bayerischen Landeskirche widmen. Das war auch deswegen eine bewusste Entscheidung, weil ich tun möchte, was ich kann, um die notwendigen Umbauprozesse in unserer Kirche mit voller Energie zu begleiten und, wo immer ich kann, Impulse dafür zu geben. Gerade die unangenehmen Seiten von Veränderungsprozessen möchte ich nicht erst meiner Nachfolgerin oder meinem Nachfolger überlassen, sondern schon in den nächsten zwei Jahren so viel wie möglich voranbringen. Dazu ist es mir vor allem wichtig, vor Ort zu hören, was gut läuft, aber eben auch, was schwierig ist oder falsch läuft. Wunderbare Festgottesdienste zu feiern, aber auch von den konkreten Hürden und Schwierigkeiten zu hören, wenn die Festmusik verklungen ist. So dass ich die Einsichten aus dem Hören und Diskutieren, die Ideen und die Kritik dann mit in den Landeskirchenrat nehmen kann.

Der Landesbischof ist mit guten Gründen ein eigenes kirchenleitendes Organ. Ihm ist die Sorge um die Einheit der Kirche anvertraut. Aber es hat auch gute Gründe, dass der Landesbischof zugleich Vorsitzender des Landeskirchenrates ist, also nicht als präsidiale Stimme über Allem schwebt, sondern zusammen mit dem Landeskirchenrat die notwendigen Entscheidungen vorantreibt und auch dann vertritt, wenn sie hart sind.

Ich sehe es dabei als meine Aufgabe an, selbst vorzuleben, was für alle kirchenleitende Organe gilt: **Erstens** in wechselseitiger Hörbereitschaft und unter Einbeziehung aller Fakten und Prognosen zu Lösungen zu kommen, die unseren eigenen Grundorientierungen als Kirche entsprechen. **Zweitens** die gefundenen Lösungen zu vertreten und sie nicht da zu überdenken und ggf. anzupassen, wo der meiste Druck gemacht wird, sondern da, wo gute Argumente zu Lernfortschritten führen, die solche Anpassungen sinnvoll erscheinen lassen. **Drittens**: Den Schmerz, der mit den notwendigen Abschieden verbunden ist, wahr- und ernst zu nehmen und weder durch macherhaftes „Stellt Euch nicht so an“, noch durch Beschönigungen über diesen Schmerz hinwegzugehen. Und **viertens**: dazu beizutragen, dass der Schmerz überwunden werden kann und wir zu Neuem aufbrechen können.

Als Kirche sind wir Spezialistin für Rituale. Rituale haben u.a. den Sinn, Gefühlen einen Ort zu geben, die Kraft solcher Gefühle aus der Blockade hin zur Kraft nach vorne in die Zukunft zu führen. Genau darum geht es jetzt, wenn wir für unsere ganze Kirche die Lage analysieren, über den Umgang damit entscheiden und nach vorne schauen und handeln – „hinaus ins Weite“ gehen, wie es in der Überschrift der 12 Leitsätze heißt, die wir in der EKD dafür erarbeitet haben.

3 Schmerzvolle Abschiede

Ich selbst habe den Schmerz des Abschieds ganz unmittelbar erfahren. Im Juli dieses Jahres habe ich in Coburg einen besonderen Gottesdienst gefeiert. Dass ich je einen solchen Gottesdienst an diesem Ort und zu diesem Anlass feiern würde, hätte ich mir im Leben nie

vorstellen können. Es war der Entwidmungsgottesdienst des Gemeindezentrums St. Lukas am Ketschendorfer Hang in Coburg. Es war der Ort, den mein Vater in den späten 60er Jahren geplant und mit einem Team gebaut hat, darunter die spätere Synodalpräsidentin Heidi Schülke. Der Ort, an dem ich meine ganze wesentliche kirchliche Sozialisation erfahren habe. Ohne den ich nicht wäre, was ich jetzt bin. Zwischen dem Alter von 8 und 17 Jahren habe ich dort gelebt. Ohne dieses Gemeindezentrum wäre ich wahrscheinlich nie Pfarrer geworden. Und Bischof erst recht nicht.

Von diesem Gebäude galt es Abschied zu nehmen. Zwar wird es nun doch nicht abgerissen werden müssen, sondern wird einem Lichthersteller aus der Region als Gebäude für Fabrikation, Büros und Ausstellung dienen, aber es wird keine Kirche mehr sein. Es war am 11. Juli ein sehr emotionaler und berührender Gottesdienst. In meiner Predigt musste ich mich ein paarmal zusammenreißen, um weiterreden zu können. Schmerz und Trauer bekam Raum. Und dann wurden in einer feierlichen Prozession wesentliche liturgische Gegenstände für den Gottesdienst nach draußen getragen: die Osterkerze, das Abendmahlsgerät, die Taufschale, die Altardecke. Dabei sangen wir das Lied von Klaus-Peter Hertzsch: „Vertraut den neuen Wegen“. Unter den Trägerinnen der liturgischen Gegenstände war eine Dame, die mir im Jahr vorher einen Brief geschrieben hatte, in der sie mich dringend aufgefordert hatte, als Bischof die Entwidmung „meiner“ Kirche zu verhindern. Jetzt nahm sie aktiv an dem Entwidmungsgottesdienst teil. In der Anerkennung der Unvermeidbarkeit und dem Schmerz darüber hatten wir zusammengefunden. Draußen stand die Evangelische Jugend mit einem Transparent, auf dem zu den Gottesdiensten am neuen Ort in einem Altenheim eingeladen wurde.

Wie ich höre, sind die Gottesdienste dort bisher nicht wirklich angenommen worden. Wie es weitergeht, ist also noch unklar. Von einem Happy End kann ich nicht erzählen. Einige verheißungsvolle Optionen werden verfolgt. Dekanat und Landeskirche versuchen dabei zu unterstützen. Der Schmerz bleibt. Aber der berührende Gottesdienst hat geholfen, ihn zu bewältigen und die Tür in die Zukunft ein Stück weit weiter aufzustoßen und auch innerlich zu verstehen: Die Kraft des Evangeliums hängt nicht an einem Gebäude! Und wenn es uns auch noch so lieb geworden ist!

4 Theologische Horizonte: Vom Ringen, Streiten und Aufbrechen

Beim Ausschusstag im vergangenen Frühjahr haben Sie über die Exodusgeschichte nachgedacht – mit dem schönen Titel „Die Befreiung im Rücken, die Verheißung im Herzen“. Und die Exodusgeschichte bietet tatsächlich eine Fülle von Andockpunkten für die Deutung der eigenen Erfahrung. Solche biblischen Andockpunkte für die Deutung der eigenen Erfahrung werden uns auch weiterhin bei unserem Erneuerungsprozess helfen. Das Volk Israel hat sich auf einen langen Weg gemacht. Es ist ein interessantes Zusammentreffen, dass die 40 Jahre, von denen der Exodusbericht spricht, genau dem Zeitraum entsprechen, den die sogenannte Freiburger Studie gewählt hat, um die Mitgliedschaftszahlen und die Finanzen der EKD in der Zukunft zu untersuchen und dadurch bessere Planungsgrundlagen zu schaffen. Die Studie prognostiziert die Halbierung der Mitgliedschaft und der Finanzen der evangelischen Kirche in Deutschland bis zum Jahr 2060. Die Studie hat aber auch deutlich gemacht, dass es zahlreiche Gestaltungsspielräume gibt. Sie zu nutzen, genau darum geht es bei unseren Zukunftsprozessen.

Und die biblischen Geschichten helfen. Denn sie geben uns an vielem Stellen Deutungsangebote der vor uns liegenden Prozesse in die Seele, die nicht Verfall vor Augen

malen, sondern Zuversicht geben und damit auch Lust machen und Kraft ausstrahlen. In den biblischen Geschichten geht es indessen nicht nur um Lust oder Kraft. Es geht auch um Konflikte, um das Ringen mit Gott und seinem Auftrag an uns, um Abbrüche und tiefe Frustrationen. Der Prophet Jeremia hat die Nase voll von seinem Amt und sagt: „Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin; der Tag soll ungesegnet sein, an dem mich meine Mutter geboren hat! ... Warum bin ich doch aus dem Mutterleib hervorgekommen, wenn ich nur Jammer und Herzeleid sehen muss und meine Tage in Schmach zubringe!“ (Jer 20,14.18). Ein bisschen etwas von dieser Frustration spüren wir ja auch immer wieder, wenn uns Rückgänge in Finanzen, Gebäuden und Personal vor Augen stehen und gleichzeitig permanent Vergeblichkeitserfahrung verarbeitet werden muss. Trotz vieler guter Ideen und großem Engagement bleibt die Zahl der Kirchenaustritte auf hohem Niveau. Auch wenn die Ursachen zu einem erheblichen Teil in gesellschaftlichen Großtrends liegen, wird die Hoffnung, dem wirksam entgegenwirken zu können, immer wieder enttäuscht.

Auch das Ringen mit Gott über unseren Auftrag hat es schon in biblischen Zeiten gegeben. Der Prophet Jona soll das Volk von Ninive zur Umkehr bringen. Aber er ringt mit Gott. Ist frustriert von den Menschen und will davonlaufen. Und am Ende empfindet er noch nicht einmal die Erfüllung seines Auftrags als Happy End, sondern zieht sich missmutig unter den Rizinusbaum zurück.

Und auch gestritten wird in der Bibel reichlich. Das Apostelkonzil, von dem Apg 15 berichtet, ist ein gutes Beispiel dafür. In Apg 15,7 heißt es ausdrücklich, dass man „lange gestritten“ habe. Erst das hat den Weg frei gemacht zu einem Ergebnis, das dann die Grundlage zur weiteren Missionstätigkeit des Paulus wurde. Mögen wir diese Erfahrung so oft wie möglich auch machen, dass heftiges Streiten dann doch in Lösungen mündet, mit denen alle leben können.

Einen letzten Hinweis aus der Exodus-Geschichte möchte ich noch geben. Denn er könnte spielentscheidend sein. Wir schaffen das nur, wenn niemand sich alleine zu viel auflädt, sondern alle zusammenhelfen. Mose ist bei seinem Schwiegervater Jitro und sitzt den ganzen Tag bis in den Abend da, um für die Leute, die zu ihm kommen, Recht zu sprechen. Da sagt Jitro zu ihm: „Es ist nicht gut, wie du das tust. Du machst dich zu müde, dazu auch das Volk, das mit dir ist. Das Geschäft ist dir zu schwer; du kannst es allein nicht ausrichten.“ Und dann gibt er ihm zu seiner Entlastung einen Rat: „Sieh dich aber unter dem ganzen Volk um nach redlichen Leuten, die Gott fürchten, wahrhaftig sind und dem ungerechten Gewinn feind. Die setze über sie als Oberste über Tausend, über Hundert, über Fünfzig und über Zehn, dass sie das Volk allezeit richten. Nur wenn es eine größere Sache ist, sollen sie diese vor dich bringen, alle geringeren Sachen aber sollen sie selber richten. So mach dir's leichter und lass sie mit dir tragen“ (2. Mose 18,17-22). Schon Mose musste lernen, zu delegieren.

5 Viele Gaben – ein Geist

Die Herausforderungen, vor denen wir stehen, sind klar. Sie werden in den Berichten der Abteilungsleiter in den nächsten Tagen im Einzelnen in den Blick genommen werden. Zu den größten Aufgaben den nächsten 15 Jahren gehört sicher, unsere Strukturen den personellen Möglichkeiten anzupassen. Dass es hier nicht um eine von der Kirchenleitung aufgezwungene, sondern vor Ort nachdrücklich anzustrebende Veränderung geht, macht eine einfache Überlegung deutlich. Wenn die konsolidierten Prognosen besagen, dass wir wegen der hohen Pensionsjahrgänge und unzureichendem Nachwuchs im Jahr 2035 nur noch halb so viele Pfarrpersonen haben werden als jetzt, dann besteht die große Gefahr einer drastischen

Ungleichverteilung der Besetzung der vorhandenen Pfarrstellen. Wenn die Pfarrstellendichte nicht dem Personalangebot angepasst wird, werden in manchen metropolitanen Regionen die Pfarrstellen weitgehend besetzt werden, während in anderen, möglicherweise ländlichen Regionen die Vakanzquote jedes erträgliche Maß überschreitet. Diesen Regionen gegenüber wäre es schlicht verantwortungslos, wenn wir nicht rechtzeitig handeln und die Pfarrstellen entsprechend reduzieren.

Während die Gemeinden es bisher als in ihrem Interesse gesehen haben, die vorhandenen Pfarrstellen nach Kräften zu verteidigen, wird sich diese Situation umdrehen. Jedenfalls die Regionen, in denen aus unterschiedlichsten Gründen unsere Stellen nur schwer zu besetzen sind, müssen aus wohlverstandener Eigeninteresse alles daransetzen, dass die Pfarrstellen insgesamt reduziert werden, um dann die verbleibenden Stellen auch wirklich besetzt zu bekommen. Niemandem nützt eine verteidigte Pfarrstelle, wenn sie nicht besetzt werden kann. Übrigens hilft auch hier ein Blick jenseits der bisherigen Grenzen: wir werden in Zukunft Stellen auch verstärkt von berufsgruppenübergreifenden Einsätzen her denken können und müssen. In der Umsetzung der Landesstellenplanung werden dazu die ersten wichtigen Erprobungen gemacht.

Die Klarheit dieser Perspektive ist schwer zu verdauen. Gleichzeitig kann sie helfen, einen Blick nach vorne zu öffnen, der – kombiniert mit einer mittelfristigen Finanzplanung – nicht nur kurz, sondern auch mittel- und langfristig realistische Perspektiven ermöglicht. Dass dabei die regionale Vernetzung und eine gute Zusammenarbeit der unterschiedlichen Berufsgruppen eine Schlüsselbedeutung haben wird, hat in den inhaltlichen Leitgedanken des PuK-Prozesses und in den Erprobungsregelungen der Landesstellenplanung einen deutlichen Niederschlag gefunden.

Ob diese große Veränderung gelingt, hängt in hohem Maße von der Veränderungsbereitschaft der beteiligten Menschen ab. Ich nehme bei meinen Begegnungen und Gesprächen den unterschiedlichen Generationen hier durchaus unterschiedliche Stimmungslagen wahr. Junge Menschen fordern die Veränderung oft geradezu. Bei denen, die sich in den letzten zehn Dienstjahren befinden, ist die Stimmung schon deutlich gemischer. Die einen finden den Weg spannend, auf den wir uns als Landeskirche begeben haben. Andere sprechen von einem Déjà-vu und schauen eher skeptisch auf die begonnenen Prozesse.

Wir brauchen alle! Wir brauchen die Unbefangenheit der Jüngeren, die sich wünschen, dass – etwa wenn es um die digitalen Kanäle geht – ihren veränderten Lebenswelten auch veränderte Strukturen entsprechen. Und wir brauchen die Älteren, die mit ihrer reichen Erfahrung wichtigen Rat geben und uns vor den dem Ungestüm geschuldeten Fehlern bewahren können.

Ich bin dankbar, dass Oberkirchenrat Reimers mit seiner Abteilung gerade Formate entwickelt, wie die unterschiedlichen Gaben in den unterschiedlichen Berufsgruppen, die häufig auch die Generationszugehörigkeit widerspiegeln, in dem einen Geist zusammenkommen, miteinander ins Gespräch kommen und so wechselseitig Mut zur Veränderung machen können. Für alle Formate, in denen das vor Ort schon jetzt gelingt, können wir nur umso dankbarer sein.

6 Sexualisierte Gewalt

Das Thema der „sexualisierten Gewalt“ beschäftigt uns seit geraumer Zeit bei jeder Synode. Und das ist auch gut so. Denn es gibt kein Thema, bei der unsere Glaubwürdigkeit als Kirche so sehr auf dem Spiel steht wie bei dem Umgang mit sexualisierter Gewalt. Sie hinterlässt

bleibende Wunden. Sie belastet ein ganzes Leben. Manchmal zerstört sie auch Seelen. Sie verhöhnt die Liebe, die doch – weil Ausdruck des Wesens Jesu Christi – zur DNA der Kirche gehört!

Bei der gerade zurückliegenden Synode der EKD haben wir uns diesem Thema ausführlich gewidmet. Von den dort zu Wort gekommenen Betroffenen wurde Kritik am Umgang unserer Kirche mit dem Thema geübt. Ich selbst habe als Ratsvorsitzender bewusst gesagt, dass wir tatsächlich nicht zufrieden sein können mit dem Erreichten. Ich wiederhole das auch als Landesbischof – aber nicht als pauschale Selbstanklage, sondern im vollen Bewusstsein all dessen, was auch schon erreicht worden ist. Insbesondere all die bei diesem Thema Mitarbeitenden in der EKD, aber auch hier bei uns in der ELKB, verdienen es, dass darauf hingewiesen wird. Ich erlebe hier hoch engagierte Menschen, die mit den besten Absichten bestimmte Wege gehen, aber dabei eben immer auch Lernerfahrungen machen.

Dass die in der EKD Verantwortlichen dem dort eingerichteten Betroffenenbeirat keine Geschäftsordnung gaben, verdankte sich der Absicht, ihm möglichst viel Freiheit zur Selbstbestimmung zu geben, anstatt zu viel vorzugeben. Leider ist diese Form der Partizipation gescheitert. Sie mündete in dem Vorwurf, man habe die Betroffenen in ein unstrukturiertes Feld geschickt, das vorhandene Konflikte nur noch genährt habe, anstatt sie zu überwinden. Das ist nur ein Beispiel für eine schmerzliche Lernerfahrung.

In der ELKB hat sich in den letzten Jahren viel bewegt. Das lässt sich schon an etwas Äußerem, aber für einen wirksamen Umgang mit dem Thema sehr Wichtigem ablesen, dem Stellenaufwuchs.

Als ich das Amt des Landesbischofs 2011 angetreten habe, gab es eine Ansprechstelle, deren Mitarbeitende alle die Beratung von Betroffenen neben ihrer eigentlichen Tätigkeit geleistet haben. 2016 wurde eine halbe Stelle für die Geschäftsführung der Unabhängigen Kommission eingerichtet, 2017 eine halbe Stelle für Prävention. 2019 wurde die Fachstelle mit 2 Stellen gegründet, seit 2021 ist sie mit 8,5 Vollzeitäquivalenten-Stellen ausgestattet. Aus der Ansprechstelle für Betroffene, deren Mitglieder fast 20 Jahre Beratungsarbeit neben ihrer eigentlichen Tätigkeit geleistet haben, ist eine Fachstelle geworden, die heute 8,5 VZÄ-Stellen vorhält und in der qualifizierte Mitarbeitende nicht nur Betroffene begleiten, sondern sich auch um Prävention, Intervention und Aufarbeitung kümmern.

Diese Stelle ist im Bereich der Stabsstelle für Chancengerechtigkeit mit der notwendigen Unabhängigkeit ausgestattet, aber gleichzeitig dem Landesbischof zugeordnet. Von Anfang an war die Aufarbeitung sexualisierter Gewalt also ganz selbstverständlich Chefsache. Die Geschichten, die mir Betroffene in vielen persönlichen Gesprächen erzählt haben, berühren und beschämen mich immer wieder von Neuem. Und dass Menschen das anderen in unserer Kirche antun, macht mich zornig.

Umso größer ist die Verpflichtung, uns diesem Thema immer wieder von Neuem zu stellen. Insbesondere die Präventionsarbeit können wir jetzt durch die neu geschaffenen Stellen intensiv vorantreiben. Die Aufklärung des Vergangenen wird gegenwärtig durch die von der EKD mit 3,6 Millionen Euro unterstützte große Studie mehrerer Universitäten vorangetrieben. All das muss im immerwährenden Austausch mit denjenigen passieren, denen diese Gewalt angetan wurde. Wir haben nicht den Blick von Betroffenen. Umso wichtiger sind ihre Erfahrungen und ihre Perspektive für uns, um Missbrauch fördernde Strukturen in unserer Kirche zu entlarven.

Nach vielen Einzelkontakten gab es im letzten Jahr – verzögert durch die Pandemie – eine erste offizielle Begegnung mit Betroffenen und der Kirchenleitung. Wir wollen diese Begegnungen fortsetzen, von Geschichten und Bedürfnissen hören und uns gemeinsam über Wege austauschen, die Betroffenen helfen, ihr Leid zu lindern und uns helfen, die eigenen Fehler und Schwachpunkte zu sehen und aus ihnen zu lernen. Im Frühjahr soll die nächste Begegnung stattfinden. Dazu bitten wir Sie als Synodale, uns zu helfen. Ermutigen Sie Menschen, die von sexualisierter Gewalt in unserer Kirche betroffen sind und vielleicht auch zu diesem Austausch bereit sind, sich zu melden. Wo sexualisierte Gewalt in unserer Kirche geschehen ist oder geschieht, wollen wir es wissen! Nur so können wir wirksam dagegen angehen. Unsere Ansprechstelle steht für einen Kontakt zur Verfügung. Wer mit Menschen reden will, die ausdrücklich außerhalb der Institution Kirche angesiedelt sind, kann sich an das bundesweite help-Telefon wenden und eine angemessene Beratung bekommen.

Wir wollen und wir müssen die Geschichten von Betroffenen hören. Nur so kann es uns gelingen, die richtigen Maßnahmen zu ergreifen und wirkliche Veränderung zu bewirken. Dazu gehört, dass wir alle, wo auch immer wir in der Kirche Verantwortung tragen, dieses Thema im Gespräch halten müssen und nicht wegschieben dürfen. Allein das Darüberreden ist ein ganz wichtiger Teil der Prävention und damit ein wichtiger Teil auch synodaler Verantwortung.

7 Klimawandel

Neben dem Thema des Umgangs mit sexualisierter Gewalt nehme ich mit dem Klimawandel ein zweites Thema aus meinem letzten Bericht als EKD-Ratsvorsitzender auch in diesen Bericht vor der Landessynode auf, weil es direkte Konsequenzen für unsere Zukunftsentscheidungen auch als Landeskirche hat. Empirische Studien zum Umweltbewusstsein in Deutschland diagnostizieren eine hohe ökologische Sensibilität. Diese Sensibilität sinkt aber rapide, wenn es um den Geldbeutel geht. Eine aktuelle Umfrage zur Anzahl der Personen in Deutschland ab 14 Jahre, die bereit sind, für umweltfreundliche Produkte mehr zu zahlen, hat einen leichten Anstieg dieser Bereitschaft in den letzten Jahren ermittelt: von 22,19 Millionen Menschen in 2017 auf 26,54 Millionen in 2021.¹ Aber sie ist noch immer viel zu gering. Dass diese Bereitschaft auch wesentlich vom jeweiligen Einkommen abhängt, ist nicht überraschend. Es zeigt in aller Klarheit, dass das Thema Ökologie und das Thema soziale Gerechtigkeit nie voneinander getrennt werden können. Wer sich einen ökologischeren Lebensstil nicht leisten kann, muss dazu in die Lage versetzt werden.

Beim Klimathema geht es nicht nur und noch nicht einmal in erster Linie um Politik. Es geht um Haltungen gegenüber Mitmensch und außermenschlicher Natur. Und es geht auch um wesentliche Grundorientierungen der Bibel. Es geht um Nächstenliebe. Es geht um Gerechtigkeit. Es geht um Bewahrung der Schöpfung. Und man muss leider auch sagen: Es geht um konkrete Menschenleben. Spätestens seit der Flutkatastrophe in Deutschland in diesem Sommer sind wir sehr direkt mit etwas konfrontiert worden, was in anderen Teilen der Welt leider schon länger zu beklagen ist: Der maßgeblich von uns verursachte Klimawandel und die damit verbundenen Wetterextreme kosten immer mehr Menschenleben.

Uns muss klar sein, dass wir diese Menschenleben opfern, wenn uns die notwendigen Maßnahmen zur Begrenzung des Klimawandels heute zu teuer sind. Das zutiefst Ungerechte ist, dass es – wenn wir so weitermachen – vermutlich andere sein werden, die den Preis bezahlen müssen – und zwar einen viel höheren Preis. In den Flutgebieten dieses Sommers werden allein die materiellen Kosten auf 23 Milliarden Euro beziffert. In der Zukunft wird es noch viel mehr sein. Zu den Ursachen der Katastrophe gehören auch Flächenversiegelung, Flurbereinigung, Begradigung des Flusslaufes,

¹ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/264571/umfrage/kaeuferstypen-zahlungsbereitschaft-fuer-umweltfreundliche-produkte/>

Abflussrinnen in den Weinhängen, die senkrecht den Hang hinabführen und Entfernen der Ufervegetation. Aber es ist klar, dass sie die Katastrophe nicht herbeigeführt, sondern nur noch vergrößert haben.

Wenn wir heute unter Verweis auf die Kosten die notwendigen Maßnahmen zur baldmöglichsten Klimaneutralität versäumen, - und das sage ich jetzt in vollem Ernst - versündigen wir uns an unseren Kindern und Kindeskindern. Denn wir zeigen damit genau das, was Martin Luther als Charakteristikum der Sünde bezeichnet hat: die Verkrümmung des Menschen in uns selbst. Es gibt auch eine Verkrümmung von Generationen in sich selbst. Dann nämlich, wenn nur der eigene Wohlstand, nur die eigene Gewohnheit, nur die Sicherung der eigenen Annehmlichkeiten gesehen wird, aber der Blick auf die Konsequenzen für die nachfolgenden Generationen vernebelt bleibt.

8 Klimainvestitionen und Haushaltsbilanz

Ich sage das auch deswegen mit solchem Ernst, weil das natürlich auch Konsequenzen für unsere kirchlichen Haushalte hat. Für die staatlichen Haushalte ebenso wie für die kirchlichen Haushalte gilt: Eine schwarze Null, die durch das Ignorieren der Interessen der zukünftigen Generationen erkaufte ist, ist eine gelogene schwarze Null. Es ist gut, wenn wir darauf achten, dass wir den nach uns Kommenden keine bilanziellen Schulden hinterlassen. Aber dann muss bei den Entscheidungsfindungen neben der natürlich zu erstellenden Bilanz nach dem Handelsgesetzbuch auch eine viel umfassendere Bilanz hinzugezogen werden, die auch wirklich alle Lasten, die in der Zukunft getragen werden, miteinschließt. Den nach uns Kommenden nützt es überhaupt nichts, wenn wir ihnen eine dem HGB entsprechende bilanzielle Schuldenfreiheit oder sogar ein Rücklagenpolster hinterlassen, wenn die deswegen unterbliebenen Investitionen ein Vielfaches an zukünftig zu bezahlenden Lasten bedeuten. Es muss uns gelingen, sowohl die **Haushaltsbilanz**, unter Berücksichtigung der stillen Lasten und Reserven, als auch die **umfassende Bilanz** auszugleichen.

Die Synode der EKD hat daher bei ihrer gerade zurückliegenden Tagung in Bremen folgenden Beschluss gefasst: „Die Synode bittet den Rat der EKD, die Kirchenkonferenz, die Gliedkirchen und das Kirchenamt der EKD, bis zur 3.Tagung der Synode im November 2022 eine datenbasierte Roadmap für einen verbindlichen EKD-weiten Prozess zur Klimaneutralität bis 2035 zu erarbeiten. Eine solche Strategie sollte jährliche Etappenziele mit verbindlichen Überprüfungs- und Anpassungsmechanismen beinhalten und in den Instrumenten das gesamte Erfahrungswissen aus den Gliedkirchen und anderen gesellschaftlichen Bereichen zur Geltung bringen.“

Ich wünsche mir, dass wir uns als ELKB an diesem Prozess nach Kräften beteiligen. Und deswegen begrüße ich den Dringlichkeitsantrag zu einem Klimaschutzgesetz der ELKB, der aus der Mitte dieser Synode zu diesem Thema eingebracht werden wird, ausdrücklich. Und ich verbinde das mit einer grundsätzlichen Einschätzung unserer Möglichkeiten der Umsetzung. Ich habe das Thema der Haushalts-Bilanz angesprochen. Auch bei unseren Gesprächen zwischen Landeskirchenrat und Landessynodalausschuss in Rothenburg war sie Thema. Inzwischen haben wir konsolidierte Einschätzungen der Haushaltsabteilung zu unserer finanziellen Gesamtlage, die auch die stillen Reserven umfasst, also diejenigen Vermögensanteile, die nicht in der Bilanz ausgewiesen sind, weil der Wertzuwachs darin nicht sichtbar wird. Das bei aller Volatilität der finanzwirtschaftlichen Rahmenbedingungen doch konsolidierte Ergebnis ist, dass dem finanziellen Fehlbetrag in der Bilanz ein mindestens so großer Positiv-Saldo von stillen Lasten und Reserven gegenübersteht.

Das muss Konsequenzen für unsere Haushaltspolitik haben. Ich halte die frühere Entscheidung nach wie vor für richtig, die Rücklagen zu stärken und damit vorzusorgen anstatt das Risiko einzugehen, von der Substanz leben zu müssen und damit die Möglichkeiten der nach uns Kommenden zu beschneiden. Deswegen war die Vorsteuerung auch ein wichtiges Signal, das uns geholfen hat, weit besser mit den Coroneinbrüchen umzugehen, als das sonst der Fall gewesen wäre. Jetzt gilt es, mit durch überplanmäßige Kirchensteuereinnahmen erzielten Jahresüberschüssen in den Haushalten klug und im umfassenden Sinne vorausschauend umzugehen. Eine anteilige Verwendung solcher Überschüsse, die sowohl die Rücklagen stärkt als auch die Investitionen in den Klimaschutz in unserer Kirche unterstützt, die wir brauchen, um als Kirche selbst glaubwürdig mit dem Thema umzugehen, wäre aus meiner Sicht eine kluge Lösung.

Dabei darf natürlich nicht aus dem Blick geraten, dass es zahlreiche Maßnahmen gibt, die gar kein Geld kosten, sondern sogar Geld sparen. Energiesparen ist das beste Beispiel dafür. 30 % aller CO₂-Emissionen in Deutschland werden durch Gebäude verursacht, und zwar durch den Endenergieverbrauch. In unserer Landeskirche verursachen die Gebäude sogar 89 % der Emissionen. Das bedeutet, dass der vermiedene Neu- oder Erweiterungsbau den höchsten Beitrag zur Erreichung von Klimaneutralität leistet. Ebenso jede Gebäudeaufgabe. Auch weniger kirchliche Gremien wie Kuratorien, Beiräte, Begleitgruppen oder Vorstände, Mitgliederversammlungen, Stiftungsräte helfen. Dass viele von ihnen jetzt schon häufig nicht physisch, sondern per Videokonferenz Tagen, hilft auch dem Klima. Ich möchte mit dem Bereich Mobilität – und konkret landeskirchlicher Fuhrpark – noch einen Bereich ansprechen, der zwar bei der CO₂-Einsparung zahlenmäßig von völlig untergeordneter Bedeutung ist, aber, auch für die Öffentlichkeit, einen hohen symbolischen Wert hat.

9 Ökologische Transformation: Beispiel Fuhrpark

Gerade wegen der öffentlichen Signalfunktion ist mir dieses Beispiel besonders wichtig. In der vergangenen Woche berichteten Pressemeldungen über den Dienstwagencheck der Deutschen Umwelthilfe (DUH), der ergeben hatte, dass nur drei von 47 Kirchenoberhäuptern in Deutschland nicht klimaschädlich unterwegs seien. Auch ich gehörte nicht zu den dreien.

Hier ist die Geschichte hinter der Geschichte. Seitdem ich mein Amt als Landesbischof angetreten habe, beschäftigt mich das Thema. Die Konsequenz war die Reduktion der Größe des Autos hin zu einem Diesel-Auto im damals grünen Bereich. Diesel galt als das ökologisch vergleichsweise sparsamste. Dann kam die Hybrid-Technologie auf. Ein Auto mit sensationell niedrigem CO₂-Ausstoß kam auf den Markt, das deswegen trotz der Größe meine Wahl war. Dann stellte sich heraus, dass die Herstellerangaben höchst umstritten waren und in den ökologischen Rankings – auch der Deutschen Umwelthilfe – plötzlich drei bis vierfach höhere Werte angegeben wurden, deren Errechnung viele Fragen aufwarf. Ein Teil des Problems war, dass beim Stromverbrauch ein Mix unter Einbeziehung von Kohlestrom zugrunde gelegt wurde, der aber für uns als Landeskirchenamt als Ökostrombezieher so gar nicht zutraf. Trotzdem habe ich bei der nächsten Dienstwagenbestellung recherchiert, was denn nun die ökologisch beste Motorisierung sei. Wegen der niedrigen Reichweiten und der auch nicht eindeutigen ökologischen Befunde war die Antwort der Umweltbeauftragten damals: ein „ehrlicher Diesel ist das Beste.“ Der Dieselskandal hatte da schon beim Diesel für Optimierung gesorgt.

Bei allen Lernerfahrungen bei der Suche nach dem richtigen Dienstwagen in den letzten Jahren war mein Ziel klar: auch mit dem Dienstwagen ökologisch bewusst umgehen. Dass ich

bei Fahrten in München und Berlin und von so manchen Bahnhöfen aus, wann immer möglich, das Fahrrad benutzte, war sowieso klar.

Nun hat die Elektromobilität Reichweiten entwickelt, die auch das Vollelektrik-Auto als gangbare Möglichkeit erscheinen lassen, so gemischt – das muss man der Ehrlichkeit halber – sagen, die inzwischen gesammelten Erfahrungen in unserem landeskirchlichen Fuhrpark auch noch sind. Aber wir haben den Fuhrpark bereits wesentlich umgestellt. Und so lange die Reichweiten von Vollelektrikern noch so begrenzt und die Elektrotankstellen noch so begrenzt sind, werden darin auch noch andere Antriebe vertreten sein müssen. Wären die Lieferfristen für Elektroautos wegen Corona und Suezkanal-Sperrung nicht noch länger ausgefallen als ohnehin schon, wäre beim Dienstwagencheck der Umwelthilfe längst der neue Dienstwagen gelistet gewesen, ein Skoda Enyaq, der vollelektrisch fährt und mich gestern ohne Zwischenhalt von München gut nach Geiselwind gebracht hat.

Dass solche Fahrzeuge hier bei Strohofers in Geiselwind in guter Hand sind, hat ein SZ-Bericht vor einigen Tagen gezeigt. Schon in ein paar Wochen – so wurde berichtet – sollen die Lkw-Fahrer hier das verhältnismäßig weniger umweltschädliche Flüssiggas LNG in den Tank ihrer Laster pumpen können. Um die Ecke stehen längst zehn Ladesäulen für Elektroautos. Wasserstoff kann man hier schon seit 2015 tanken. Und unsere hiesige Gastgeberin, die von mir und nicht nur mir so überaus geschätzte Ruth Strohofer wird in dem Artikel so zitiert: „Es muss ja einer anfangen. Weil, sonst fahren ja keine Autos mit alternativen Antrieben. Henne und Ei, ne. Man braucht beides gleichzeitig, damit es sich entwickeln kann. Kein Netz, keine Autos. Und umgekehrt.“²

Hinter diese Worte kann ich nur ein dickes Ausrufezeichen setzen. Und ich möchte heute einmal jemandem danken, der die ganze Zeit im Hintergrund an der Neuaufstellung unserer Mobilität gearbeitet hat: Diakon Tobias Parche. Er betreut das Projekt „Mobilität neu denken“, das wir unter Hinzuziehung eines Spezialisten für Elektromobilität 2020 im Landeskirchenamt aufgesetzt haben. Es beinhaltete Workshops für die Mitarbeitenden einschließlich der Fahrer, Strategieentwicklung, die mit den Abteilungsleitungen und dem Landeskirchenrat besprochen wurden, und den Auftakt zu den daraus folgenden Umstellungen. Dafür, dass Herr Parche sich diesem Prozess mit so großem Engagement gewidmet hat, möchte ich ihm herzlich danken. Und mit ihm danke ich auch allen Fahrern, die sich auf diese Veränderungen einlassen und bitte sie, uns darin zu unterstützen.

10 „...heraus aus diesem Lande in ein gutes und weites Land“

Liebe Schwestern und Brüder,
ich komme noch einmal zurück auf die Exodusgeschichte. „Ich bin herniedergefahren“, sagt Gott zu Mose, „dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie herausführe aus diesem Lande in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt...“ (2 Mose 3,8f). Wir sind unterwegs. Wir sind unterwegs in ein gutes und weites Land. Und wer das angesichts der vielen schmerzlichen Umbauprozesse, die vor uns liegen, als Beschönigung empfindet, ist in guter Gesellschaft. Dem Volk Israel ist es angesichts der großen Ankündigungen des Mose und seiner Mitarbeitenden auch schon so gegangen. Immer wieder hat sie der Mut verlassen. Immer wieder mussten sie wieder lernen, aus dem Vertrauen zu leben. Aus dem Vertrauen, dass diese große Verheißung Gottes, die Mose mal vollmächtig, mal verzagt und zweifelnd, aber trotzdem unbeirrt, immer wieder weitergegeben hat, nicht in den Wind gesprochen ist. Dass

² SZ vom 12.11.21

sie nicht die krampfhaftige Beschwörung einer Vision ist, die sich als nichts anderes als eine Illusion herausstellen würde, sondern dass sie eine begründete Hoffnung ist.

Das Vertrauen der Israeliten ist nicht enttäuscht worden. Sie sind nach einem langen und mühevollen Weg im Gelobten Land angekommen. Und ich bin fest davon überzeugt, dass Gott auch uns als Kirche in ein gutes weites Land führen wird. Manchmal spüren wir schon einen Vorgeschmack – wenn wir zusammensitzen, Ideen austauschen, Projekte entwerfen und sie dann auch umsetzen, uns an dem Gelungenen freuen und aus dem nicht Gelungenen lernen. Manchmal schmecken wir etwas von der Milch und dem Honig, die Gottes Verheißung an Mose vor Augen malt, auch wenn es bei uns dann eher Rotwein und Pizza und schrecklich ungesunde Chips sein mögen. Wir spüren etwas von der Gemeinschaft, die trägt, wenn wir auf dem Weg sind. Und wir spüren etwas von dem, was Dietrich Bonhoeffer einmal so ausgedrückt hat:

„Wenn schon die Illusion im Leben der Menschen eine so große Macht hat, daß sie das Leben in Gang hält, wie groß ist dann erst die Macht, die eine absolut begründete Hoffnung für das Leben hat, und wie unbesiegbar ist so ein Leben.“³

Lasst uns aufbrechen auf den Weg zu einer Kirche der Zukunft, die sich immer wieder von Neuem inspirieren lässt von der Liebe Gottes und die diese Liebe Gottes dann auch selbst ausstrahlt.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!

³ *Widerstand und Ergebung*, DBW Band 8, S. 544.